



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 22

Sonnabend, den 13. Weinmond 1928.

Nr. 22

## Wanderungen in Heimat und Vorzeit.

Wenn wir dem Banne der Großstädte entronnen sind, fühlen wir den Atem der Heimat! Nicht die Großstadt atmet deutsches Wesen und Kraft des Mutterbodens! „Nicht in der Schwüle und dem Taumeldunst der Asphalt-Kultur wird dir deine Stunde kommen, du deutsches Volk, die Stunde frohen Rastens, die Stunde des Sichselbstfindens, die Stunde zu Vorwärts- und Aufwärtsblicken“, schreibt Merk-Buchberg; „Deine Stunde begegnet dir in Wald und Feld, in der Gottesnähe der Bergwelt und am raunenden, rauschenden Wasser! Jäger waren deine Ahnen, Jäger und Fischer! Draußen auf grünen Pfaden blüht dir die blaue Blume, draußen anfern die Wurzeln deiner Kraft. Walbesodem und Latschenduft soll dir Erquickung bringen, deutsches Volk, und dich stählen zum Ringen um den Preis, der der Traum und dann der Sieg und dann der Stolz deiner Väter gewesen. Waldeshauch und Berg-Gewalt sollen dich frei machen helfen von Unrast, Sader und Qual, sie sollen dir Gesundheit bringen und damit den hellen, nicht mehr getrübbten Blick des Freien, des Wollenden, des Schaffenden!“ Darum hinaus in die herrliche Natur, zu den alten Dörfern und Burgen, Klöstern und Höfen unserer Heimat! War doch die Kirche unserer Ahnen der Wald mit seinen „heiligen Hallen!“ Denn nicht in steinernen Tempeln, sondern in den grünen Hallen seiner Buchen- und Eichenwälder verehrte der Germane seine Götter! Sie sprechen zu ihm im Rauschen der Eichen, im Lispeln des Quells. Er erkannte ihren Willen im Rollen des Donners, im Hagel und Sturm, im Gefang und Locken der Vögel, die den Göttern heilig waren. Tacitus berichtet: „Nach der Anschauung der Germanen verträgt es sich nicht mit der Erhabenheit der Himmlischen, sie in Tempel einzuschließen und sie menschenähnlich darzustellen. Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit Namen von Göttern rufen sie jenes geheimnisvolle Wesen an, das sie nur in frommer Andacht schauen.“ Eine Anzahl solch heiliger Haine ist uns bekannt. In den Kämpfen Hermanns des Cheruskers gegen Germanicus erwähnt der römische Schriftsteller Tacitus einen dem „Hercules“ d. h. dem „Thor“ geweihten Wald östlich der Weser, den Arminius für das germanische Heer als Sammelplatz bestimmt. Einen anderen heiligen Hain sucht man für die Ostgermanen auf dem Zobten-Berge. Heilig waren den Germanen verschiedene Bäume. Die Eiche war dem Hammerschwinger, dem blühesendenden Thor heilig, dem auch die Haselstaude und der Vogelbeerbaum geweiht waren. In den dem Thor oder Donar heiligen Pflanzen gehören Donnerbart oder Hauswurz, auch Donnerlauch genannt, ferner Donnerkraut (Steinbrech), Donner- oder Königskerze, Donnerblitz, Donnerblume (Wiesenschäumkraut). Auch der Donnerbock (der Hirschläfer), der gern an der Wurzel der Eiche lebt, war dem Donar heilig. Von dem stattlichen Hirschläfer, dem „Donner-Gugl“, nahmen die Alemannen an, daß er das Unwetter mache und Blitz und Hagel herniederziehe. Heilige Eichen von besonderer Bedeutung gab es viele im alten Germanien. In Niederfranken fällt der heilige Amandus im 7. Jahrhundert einen heiligen Eichbaum. Am bekanntesten ist jener Bericht aus dem 8. Jahrhundert über die dem Donar heilige

Eiche bei Geismar in Hessen. Bonifatius legte sie im Jahre 723 nieder und verwendete ihr Holz zum Bau eines Bethauses zu Ehren des Apostels Petrus. Manche geographische Benennung mit dem später aussterbenden „loh“ (Gehölz, Wald) wird ein solches altes Heiligtum bezeichnen z. B. Finsterloh; Alloh. Im gebirgigen Mittel- und Oberdeutschland waren zweifellos viele Orte der Götter-Verehrung auf den Höhen gelegen; für viele Berge bezeugt noch heute festhaltender Volksbrauch und Volksglaube die alte Stätte, wo unsere Ahnen ihren Göttern Opfer brachten. Ein solch heiliger Baum stand auch bei Warburg in Westfalen. Bekannt ist der „Donnersberg“ in der Pfalz, der ohne Zweifel dem Gotte Donar heilig war. In besonderem Ansehen stand der Vogelbeerbaum, die rotbeerige Eberesche. Ihre gefiederten Blätter und ihre roten Beeren sind verknüpft mit Erinnerungen an Thor; aus den Zweigen der dem Thor heiligen Haselstaude schnitt man die Wünschelrute.

Ebenso wie der Eiche wurde auch der Linde eine gewisse Heiligkeit beigelegt; sie wurde im Mittelalter als Gerichtsbaum betrachtet; am bekanntesten ist die Femlinde bei Dortmund. Die Linde muß, wie viele Volkslieder zeigen, mit der Göttin der Liebe in Beziehung gestanden haben. Die „Dorflinde“ dient noch heute häufig als Versammlungsort. Besonderer Erwähnung bedarf die Birke. Am „Birkenbaum“ bei Bert in Westfalen wird die letzte entscheidende Schlacht um Deutschlands Zukunft geschlagen, so lautet die uralt Weisagung, die kurz vor dem Weltkrieg und im Weltkriege selbst die Einbildungskraft der Franzosen stark beschäftigt hat. Nach anderen Weisagungen wird die Entscheidungsschlacht am Untersberg bei Salzburg auf dem Walsersfeld „am dünnen Birnbaum“ geschlagen. Der deutsche Kaiser sprengt wie Odin auf weißem Roß in die Schlacht. In diesem Augenblick erklingen die Hosanna der Engel, der Erzengel Michael und die himmlischen Heerscharen ziehen zur Hilfe heran. Nach der Niederlage des Feindes hängt der siegreiche Kaiser seinen Schild am dünnen Birnbaum auf, der aufs neue grünt und Früchte trägt, oder er lagert an dem Birkenbaum, an dem er den Heerschild befestigt.

Neben den Bäumen gab es heilige Quellen. Tacitus erzählt von einem Kampfe der Hermunduren (Thüringer) mit den Chatten um einen zwischen den beiden Völkern strittigen Salkfluß und er bezeugt dabei, daß nach germanischer Anschauung die Salzquellen besonders heilige Stätten seien, und daß an diesen Stellen mehr als irgendwo anders die Götter den Gebeten der Menschen erreichbar seien. Aus den Wirbeln der Ströme und aus dem Rauschen der Bäche sagten, wie wir wissen, die germanischen Frauen die Zukunft voraus. Die fließenden Gewässer (vergl. Lauffer, die Entwicklungsstufen der germanischen Kultur S. 87) galten also an und für sich als heilig und als Stätten der Gottes-Verehrung. Daß die Quellen besonders heilig waren, bestätigt ein großer Pyramonter Brunnenfund, bei dem vor allem die Gewandnadeln eine bedeutende Rolle spielen. Bevölkert sind die Quellen und die Gewässer von den „Elben“. In Wald und Flur, auf Wiesen, an Gewässern, aber auch an Berg-

hängen haust ein Geschlecht elbischer Geister, die wie Elfen nennen. Diese Elfen werden im allgemeinen als klug und reich dargestellt, dazu von herrlicher Schönheit und Anmut. Daneben erscheint „der Niz“, meist als ein häßlicher Mann, klein und ungestalt gezeichnet, sein Charakter ist tödlich, den Menschen haßt er. Wer durchs Wasser schreitet, den sucht er hinabzuziehen. Vom heiligen Gallus wird erzählt, daß er die Wassergeister des Bodensees in die Berge getrieben habe. Die weiblichen Nizen der Sage sind als freundliche Wesen geschildert; sie haben rein menschliche Gestalt, sind schön und jung, lieben Musik und Tanz.

Die Wälder sind bewohnt von den Wald-Elben. Wir wissen vom bössartigen Waldschrat und der wilden Waldfrau, einem rauh behaarten Weib von schreckhaftem Aussehen. Es gibt aber auch schöne Waldfrauen, die, wie die Elfen die Liebe des Menschen suchen; auch als Schützerinnen von Menschen und Tieren, als heilkundig und weisagend, treten sie in den Sagen auf. Kleine Geister bevölkern Busch und Strauch: Moosmännlein und Buschweibchen. Wie die heiligen Haine den Süd-Germanen, so sind heilige Berge den Nord-Germanen eigentümlich. Aber auch auf deutschem Boden findet der Wanderer „heilige Berge“. Genannt seien der „Heilige Berg Andechs“, zwischen Starnberger- und Ammersee, der Brocken im Harz, die Amoenburg im Ohmtal, der Siegburger Berg, der Düns (Ziu)-Berg bei Gießen, der Godesberg, der Michelberg bei Münstereifel; sagenhafte Berge sind der „Ryffhäuser“- und der „Untersberg“ bei Salzburg, in denen Kaiser Friedrich der Rotbart oder der große Kaiser Karl schlummern. Alle Berge sind bewohnt von „Zwergen“, die als Erdmännlein, Erdleute, Erdwichte, Bergmännlein bezeichnet werden; sie ergen in ihren Höhlen unermessliche Reichtümer. Besonders geschätzt sind darunter die kostbaren Waffen, vor allem die Schwerter, die sie selbst verfertigt haben. Neben den Zwergen erscheinen in den Berggehenden die Riesen. Während die Zwerge vorwiegend menschenfreundlich sind, sind die Riesen Feinde der Menschen. Gewaltig ungeschlachtet sind ihre Leiber, „Riesig“ ihre Kraft, ihre Waffen von gewaltigem Ausmaße; fast alle Riesen tragen eine lange Stange. Wir kennen alle Chamisso's Lied von der Burg Rieder im Elsaß, wir kennen den riesigen Harz-Geist und den „Herrn der Berge“ Rübzahl. Die Häuser der alten Städte, der Klöster und Einzelhöfe beherbergten die „Kobolde“, treue und emsige Mitarbeiter der Bewohner des Hauses. Sie sind auch geneigt, allerlei unschädlichen Schabernack zu spielen; werden sie gereizt oder um den bedungenen Lohn, oft Milch und Butter, betrogen, so wissen sie sich empfindlich zu rächen.

Wir dürfen die Tiere nicht vergessen, die uns im Wald begegnen, die die Luft durchsegeln! Freund Adbar, der Storch, der Kinderbringer, bringt dem Hause, auf dem er nistet, Segen; sein Nest zu stören oder ihn selbst zu töten, ist Frevel. Verläßt er das Haus, so bedeutet das für dieses und seine Bewohner Unheil. Die Raben waren Wodans heilige Vögel; Munin und Hugin (Gedanke und Erinnerung) saßen auf seinen Schultern, die beiden Grauwölfe jagten vor ihm her. Als Unglück anfangend erscheint der

Rudol, an manchen Stellen als Glied-Verkünder. Der Hase, der den Pfad kreuzt, bringt dem Weidmann Unglück. Auch Bögeln, wie die Sumpfschnecke und Bekassine, deren Ruf fernem Gewitter-Grollen ähnelt, haben verschiedene Grade „heiliger Bedeutung“: heilbringend oder mahnend. Kotkohlchen, Specht, Schnepfe, Hahn und Maus waren dem Donnergott heilig. Die Spinne war der spinnenden

Freya geweiht, der Marienkäfer und die Kage der Holdal. So sind Wald und Feld, Berg und Tal, Busch und Baum, Quell und Wasser, Wiese und Weide erfüllt mit den Erinnerungen an die Vorstellungswelt unserer Ahnen! Es ist der Mühe wert, beim Wandern diese Spuren zu verfolgen, sie bereiten manche stille Wander-Freude.

Dr. Ludwig Roth.

## Kleine Beiträge zur pommerschen Volkskunde.

Von Prof. D. Knopp - Stargard.

### 25. Das Bild des Teufels.

In meinen Volksagen aus dem östlichen Hinterpommern (1885) ist unter Nr. 136 folgende Sage mitgeteilt: Bei dem Dorfe Birghen (Kr. Stolp) befindet sich am Wege nach Glowitz in der Nähe des Waldes ein von Bergen umgebener Teich, der nie zufriert und nicht zu ergründen sein soll. Einst ging ein Maler, der in der Kirche von Glowitz mehrere Bilder zu malen hatte, an diesem Teich vorbei. Da erschien ihm der Teufel und bat ihn, daß er ihn doch nicht so häßlich male, wie es sonst immer geschehe. Der Maler aber erwiderte ihm, er wolle ihn noch viel greulicher darstellen. Da fährt der Teufel in den Teich und verschwindet, und daher soll es auch kommen, daß das Wasser noch jetzt stinkend ist. Der Maler aber fällt in der Kirche vom Gerüst und bricht das Genick.

Wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung der Ortsgeschichten vor: es handelt sich nicht um die Kirche in Glowitz, sondern um die in Schmolzin. Diese Kirche wurde im Jahre 1632 von der Schwester des letzten Pommernherzogs, Anna, der nachmaligen Herzogin von Croÿ, erbaut und mit allerlei Bild- und Schnitzwerken ausgeschmückt. Die Zahl der Bilder, die die Decke der Kirche zierten, war ursprünglich sehr groß; von diesen mögen jetzt noch 50 vorhanden sein. Sie sind von einem stolper Maler gemalt und stellen Szenen aus dem Leben des Herrn dar. Unter diesen Gemälden befand sich auch eine Darstellung der Versuchung des Herrn durch den Teufel. Das Bild war früher in der Nähe der Kanzel angebracht, ist aber neuerdings auf den Kirchboden gestellt worden. Von ihm gilt die Sage. Herr Lehrer K. Garbe in Piegen hat in den Blättern für pommersche Volkskunde 6, 175 folgendes darüber berichtet: Der Maler arbeitete in der Kirche eifrig an der Herstellung seiner Bilder. Er war besonders bemüht, die Gestalt des Teufels recht häßlich und grauenhaft zu zeichnen, um die ungläubigen Gemüter und die Herzen verstockter Bösewichter zu erschüttern. Als der Tag zur Rüste ging, legte er das Malzeug zusammen, nahm seinen Stab zur Hand und wanderte nach dem etwa elf Kilometer von Schmolzin entfernten uralten Kirchdorfe Glowitz, um dort neue Aufträge entgegenzunehmen. Die

Dunkelheit sank herab und die Nacht breitete ihre schwarzen Fittiche über die Bäume der bewaldeten Pustinkaberger, durch die sein Weg führte. Da tritt plötzlich aus dem Dunkel eine Gestalt auf den Maler zu. Ein langes Gewand fiel ihr bis auf die Füße herab und das Gesicht schien fast ganz in dasselbe zu versinken, nur die Augen leuchteten schreckhaft aus der Vermummung hervor. Die Gestalt fragte den Maler mit dumpfer Stimme: „Warum hast du heute die Gestalt des Satans so häßlich gemalt?“ Doch jener antwortete gar keck: „O, ich werde ein zweites Bild malen, auf dem er noch schrecklicher aussehen soll.“ Darauf sagte die schwarze Gestalt: „Es soll dich das gereuen.“ Dann verschwand sie. Von Grauen erfüllt, kehrte der Maler sofort um. Als er das fertige Bild in der Kirche anbringen wollte, glitt die Trittleiter, auf die er gestiegen war, aus; er stürzte hintenüber zur Erde und starb noch zu derselben Stunde (vergl. Volksagen und Erzählungen aus Stadt- und Landkreis Stolp, 1925, Nr. 166).

Es wäre nicht unmöglich, daß sich bei der Anbringung des Bildes ein Unfall wie der erwähnte zugetragen hätte, an dem die Ueberlieferung festhielt und an den dann eine andre ältere Erzählung anknüpfte. Denn die Geschichte wird schon ganz ähnlich erzählt in dem 1563 erschienenen und „Bendunmut“ betitelten Sammelwerk des Hanns Wilhelm Kirchof (neu herausgegeben von S. Desterley 1896) Bd. I, Nr. 103, so daß also wohl irgendwie eine Uebertragung stattgefunden hat. Sie lautet hier: Zu Allseben, einer Stadt im Braunschweiger Land, habe ich meinen Wirt, Jost von Dassel, einen redlichen Mann, erzählen hören, wie er wieder von einem andern Gast gehört habe, einer ansehnlichen Person, die kurz vor mir bei ihm geherbergt, daß an einem fremden Ort eine merkwürdige Geschichte sich begeben habe. In einer Stube habe ein Künstler die Passion und Kreuzigung unseres Herrn Christi gemalt und bei einem der Bilder auch einen scheußlichen Teufel mit sehr langen Lumpen, wie sie heute die mutwilligen Landstroläcker tragen. Wie sie aber alle miteinander, auch der Maler, bei Tisch gesessen, sei auf einmal ein großer Wind in der Stube entstanden und man habe eine

Stimme gehört, aber niemand dabei gesehen, die habe gesagt: „Warum malst du mich so häßlich und in einem so schändlichen Kleide, allieweil ich noch nie ein solch unflätig Kleid und Luderhosen getragen?“ Darauf hat der Maler einen Streich auf die Backen bekommen, daß es geklatscht hat, und fünf schwarze Finger waren auf der Backe abgemalt. Die Hand hat aber auch niemand gesehen. Der Maler war darüber so sehr erschrocken, daß er sprachlos blieb, krank wurde und bald darauf starb (Fr. Wortelmann, Alte Landstroläcker, 1925, S. 62).

Große Ähnlichkeit mit diesen Erzählungen hat, wenigstens im Anfang, eine Geschichte, die mir vor einer Reihe von Jahren in der Provinz Posen berichtet wurde. Ein Schmied in Kujawien — ein bestimmter Ort wird nicht genannt — hatte an die Wand seiner Schmiede das Bild des Teufels gemalt, und wenn er glühendes Eisen hatte, so stach er damit immer nach dem Teufel. Eines Tages nun erschien dieser in der Schmiede, stellte den Schmied zur Rede und sagte zu ihm: „Ich habe dir doch nichts Böses getan. Warum stichst du mich denn immer? Aber warte nur, du wirst noch an mich denken!“ Und er nahm dem Schmied heimlich die Pantoffeln weg und trug sie in der Nacht vor das Gemach des Gutsbesizers; diesem aber stahl er Geld. Am nächsten Morgen vermisste der Herr sein Geld, und da des Schmiedes Pantoffeln vor der Tür lagen, so kam dieser in den Verdacht, das Geld gestohlen zu haben. Keine Widerrede half; der Schmied sollte gehängt werden. Als man ihn nun zum Galgen hinausführte, da erschien ein feiner Herr, in dem der Schmied sogleich den Teufel erkannte. Dieser trat zu dem Gutsbesitzer und sagte: „Was fangt Ihr da an? Bloß einen Schmied habt Ihr, und den wollt Ihr hängen, wo doch so viele Verwalter und Bögeln müßig herumlaufen?“ Das half. Einer mußte aber doch gehängt werden, und so nahm man einen lahmen Bogt und erhängte ihn an des Schmiedes Stelle; den Schmied ließ man laufen. Seit der Zeit hat der Schmied dem Teufel nie wieder etwas zu leide getan.

### 27. Das Holzhacken in der Sage.

In den Blättern für pommersche Volkskunde 4, 79 lesen wir folgende Sage: Das neue Schulhaus in Ribbin im Kreise Schwedt ist an einer Stelle gebaut worden, wo sich früher eine Aischengrube befunden hat. In derselben sah man in früherer Zeit oft einen schwarzen Hund sitzen, und die Leute behaupteten, das sei der Teufel selbst gewesen. Noch heute muß er ganze Nächte hindurch auf der einen Giebelseite des Hauses, wo sich die Wohnung des Lehrers befindet, Holz hacken, wozu er früher einmal verurteilt worden ist. Und in der Tat hörte es sich so an, als ob dort in der Nacht Holz gehackt würde.

Die Sage ist, so wie sie berichtet ist, ziemlich unverständlich. Mag sein, daß dort in der Nacht wirklich ein Geräusch wie vom Holzhacken zu hören ist oder war; es wird sich gewiß in ganz natürlicher Weise haben ausklären lassen. Aber die Sage vom holzhackenden Teufel ist damit doch nicht aufgehellt. Was hat er zu bedeuten? Wie kommt er dorthin?

## Don Quixote in Hinterpommern.

Von Walthar Domanly.

Das war im Jahre 1777, als der aus einer Schweizer Gelehrtenfamilie stammende, rühmlichst bekannte Mathematiker und Astronom Johann Bernoulli einer Einladung des Staatsministers Grafen v. Podewils folgte, diesen auf einer Reise nach seinen Gütern in Hinterpommern zu begleiten. Nachdem die Reisenden Stargard und Freienwalde besucht hatten, langten sie am 30. Mai des genannten Jahres um Mitternacht auf dem Ritterfisch Stargard an, der dem Generalmajor Heinrich Adrian Graf v. Borke zum Aufenthaltsort diente. Es sollten zwei schöne Tage werden, die unser Johann Bernoulli dort zubrachte, und denen er in seiner Reisebeschreibung (erschienen 1779) mehrere Seiten seines Buches widmete.

Was gab es da in Stargard nicht alles zu sehen für einen Gelehrten wie Bernoulli, der Auge und Ohr offen hatte für die Schönheit der Natur wie für den Nutzen der Landwirtschaft, für interessante, alte Bauten wie für die Bücher- und Kunstsammlungen,

die in den damaligen Landsitzen der Edelleute reichlich zu finden waren.

Da sehen wir unsern Johann Bernoulli am 1. Juni nach dem reichhaltigen Mittagessen noch allein ein wenig umherwandern, während die gräflichen Herrschaften der Mittagsruhe pflegen. Aber der lebhafteste Geist hält den gelehrten Gast in Bewegung, immer etwas Neues zu sehen und kennen zu lernen. Nun ergeht er sich in dem großen, wundervollen Garten, den der Generalmajor v. Borke selbst angelegt hat. Im Schatten der Bäume wandelt er in dieser „reizenden Wildnis“, wie er den Garten nennt, hin und her, aber neben den vielen Alleen und Bosketten vermischt er doch einen reichen Blumenthor. Und da fällt ihm jenes Wort ein, das Mauptertuis von den deutschen Gärten zu sagen pflegte: Man tut in diesem Lande alles, um Schatten, und nichts, um Sonne zu haben!

Seht, und dabei wandert unser Gelehrter nach kurzem Umhererschlendern schon wieder zurück in das Landhaus, um sich nur so schnell wie möglich in die Bibliothek zu begeben. Diese befindet sich in einem schönen, aber leider sehr feuchten Saal des Bodengeschosses, nach dem Garten zu. Und dort in der Bü-

cher Sammlung, das weiß Bernoulli, warten seiner ganz besondere Bücherschätze. Der Generalmajor hat sie ihm schon am vorhergehenden Tage flüchtig gezeigt. Und nun will Bernoulli allein und ungestört so ein oder zwei Stündchen in diesen Bücherschätzen schweigen.

In dem Bibliotheksaal herrscht eine dumpfe Luft, aber Bernoulli wagt es nicht, ein Fenster zu öffnen. Denn — er könnte ja vergessen, es zu schließen, und es könnte später vielleicht regnen und am Ende die teilweise umherliegenden Bücher beschädigen. Bernoulli stellt einen uralten, hochheiligen Stuhl mit goldgepresstem Lederpolster, der dort oben so recht verträumt dasteht, in die Nähe des einen Fensters, setzt sich und nimmt ein Buch nach dem andern zur Hand. Dabei spielt ein Lächeln um seine Mundwinkel.

Denn — in dieser Stunde glaubt er Don Quixote aus der Mancha zu sein, der Ritter von der traurigen Gestalt. Man höre und staune: hier sind alle jene Romane vorhanden, die den Büchervorrat jenes Ritters bildeten und ihm, wie mächtig bekannt, den Geist verwirrten. Das ist einmal eine Marotte, die der Graf v. Borke gehabt hat. Wo er nur irgend

Ich habe in der pommerischen Sagenliteratur bisher nur ein Stück aufgefunden, das mit der Klöhiner Sage verglichen werden kann. S. Rogge berichtet in seinem Sagenkranz von Neustettin (1927) S. 55: Vor mehreren Jahren spukte es in einem Hüttenischen Bauernhaus. Da ging nachts ein großer schwarzer Hund um, und Ketten rasselten, und es rumpelte und dröhnte, als wenn Tische gerückt und Wagen gehoben würden. Dann war Nacht für Nacht ein Klappern zu hören, wie wenn immerfort auf- und abgeladen würde. Es hieß auch: eine weiße Gestalt hätte sich gezeigt, und ganz deutlich wäre der und der zu erkennen gewesen. Schließlich kam ein Mann aus Neustettin, der fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel und weiß mit Geistern umzugehen, und legte sich nachts mit einem dicken Eichenstock auf die Lauer. Seitdem hörte der Spuk auf.

Wir erkennen hieraus schon, daß es ein Geist ist, der da sein Unwesen treibt, der hier wie dort das Geräusch vom Holzhacken oder Beladen eines Holz-wagens verursacht. Warum das aber geschieht, zeigen uns einige Pöfener Sagen, die ich, zumeist nach polnischer Quelle, während meiner Amtstätigkeit in Rogasen aufgezeichnet habe.

Die Dorfalten in dem polnischen Bauerndorfe Kaziopole bei Rogasen erzählen folgende Begebenheit: Es lebten dort in einem Hause Vater und Sohn, ein jeder mit seiner Familie. Der Vater behandelte seine Frau sehr schlecht, was dem Sohne manchen Verdruß bereitete. Sein Haß gegen den Vater wuchs immer mehr an, bis er sich bei einer Gelegenheit furchtbar entlud. Als eines Tages der Vater die Mutter schlummer als sonst mißhandelte und der Sohn das in seiner Stube hörte, eilte er mit einer Axt herzu und erschlug in seiner Wut den Vater. Seit jener Zeit hört man in manchen Nächten in dem Hause, in dem sich der Mord zutrug, ein schauerliches Klagen und Stöhnen und ein Geräusch, als wenn jemand Holz hackte.

In demselben Dorfe wird auch folgende Geschichte erzählt: An dem Wege, der von Kaziopole nach Rogasen führt, ist ein kleiner Erlenwald gelegen, in dem es noch heute spuken soll. Dieses Wäldchen diente längere Zeit den Bettlern als Nachtlager. In einer Nacht nun gerieten hier zwei Bettler in Streit, und der eine wurde von dem andern erschlagen. Seit dieser Zeit sahen die Leute, die ihr Weg um Mitternacht an der Stelle vorüberführte, dort zwei Sterne leuchten, ähnlich wie zwei hell leuchtende Augen, und lange Zeit hindurch hörte man ein Geräusch, als ob jemand mit einer Axt die Äste von den Bäumen abschläge. Einige Jahre später mußte ein Holzhauer, der in einer dunkeln Nacht an dem Orte vorüberging, verführt durch die leuchtenden Augen, in dem ganz in der Nähe befindlichen Sumpfe umkommen.

Stellen, wo ein Mord verübt worden ist, sind überall, auch nach pommerischem Volksglauben, Spukorte: die Ermordeten, aber auch die Mörder erscheinen an dem Orte des Frevels wieder, und das Geräusch, das sich anhört, als ob jemand dort Holz hacke oder Zweige von den Bäumen schlage, ist nach

dem Volksglauben von dem spukenden Geiste hervor-gebracht. Aber wer ist das, der Mörder oder der Ermordete? Offenbar derjenige, der die Axt geführt hat, also der Mörder. Denn wenn auch der Geist des Ermordeten an der Stelle seines Todes spukt, so trifft die Strafe doch nur den Mörder, den gewöhnlich das göttliche Strafgericht gar bald ereilt. So ist es auch in den beiden mitgeteilten Stücken. Das wird auch bestätigt durch eine aus derselben Quelle stammende Sage aus dem Dorfe Welna (Rogasener Familienblatt 9, 15). Darnach wurde der polnische König Przemyslaus der Zweite (1296) im Walde von Welna von gegnerischen Soldaten ermordet und sein Leib wurde in Stücke zerhackt. Seit diesem Ereignis wollen die Leute gehört haben, wie

Männer nachts im Walde mit Äxten Holz gehauen haben. Manche Bewohner von Welna behaupten auch, daß man noch jetzt in den Nächten hören könne, wie Männer mit Äxten Äste von den alten Eichen abhauen, und sie glauben, daß die Mörder des Königs nach ihrem Tode so arbeiten d. h. büßen müssen. Nach A. Szulczewski, Allerhand fahrendes Volk in Kujawien S. 26, erzählen auch die Bewohner von Zaratsch bei Rogasen, daß sie lange Zeit gehört haben, wie die Räuber, die einst in der Umgegend ihr Wesen trieben, nach ihrem Tode mit Beilen die Äste einer alten Eiche abhauen mußten, und sie glauben, daß dies die Strafe für ihre Verbrechen gewesen sei.

(Schluß folgt.)

## Von Wesen und Gestaltung des Heimatmuseums.

Die Sammlungen des Vereins für Heimatkunde und Heimatchutz sind in ihr neues Heim in der Danzigerstraße überführt und es ist in absehbarer Zeit damit zu rechnen, daß ihre Aufstellung beendet und sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Der Gedanke, die Kultur- und naturgeschichtlichen Denkmäler in einem Museum unterzubringen, ist in Deutschland noch nicht alt. Zwar entstehen mit dem 16. Jahrhundert hier und da „Kunst- und Naturalienkammern“, doch sie sind eine Angelegenheit einzelner, nicht der Allgemeinheit. Ja, dieser sind sie nicht einmal zugänglich. Erst im Beginn des 19. Jahrhunderts beschäftigt man sich mit dem Gedanken, Museen im modernen Sinne zu gründen. Zuerst hat 1816 der verdiente preussische Staatsrat Eichhorn es für notwendig erklärt, nicht allein die schriftlichen Urkunden, sondern auch die Werke der Kunst zu sammeln und vor dem Verfall zu schützen. Dieselbe Anregung hat dann Goethe 1816 und 1817 in Verbindung mit drei Aufsätzen über „Die Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815“ gegeben, unter dem frischen Eindruck einer Rheinreise, die er 1815 mit dem Freiherrn vom Stein von Wiesbaden nach Köln angetreten hatte. Diese Aufsätze nämlich schickte er mit vertraulichen Briefen den leitenden Ministern verschiedener deutscher Staaten zu mit der Anrede, die von Napoleon einst entführten und jetzt nach den Freiheitskriegen zurückkehrenden Kunstschätze möchten nicht in den Residenzen zusammengehäuft, sondern in die Provinzstädte verteilt werden, damit in den Deutschen das Heimatgefühl und der Sinn für künstlerische Fragen erweckt werde. Diese so entstehenden Museen sollen nicht nach einem und demselben Schema angelegt werden, sondern eine bunte Mannigfaltigkeit ist zu erstreben. Die privaten Sammler sollen ihre Kabinette dem Publikum öffnen, Vereine sollen sich bemühen, die Dinge festzuhalten und eine allgemeine Teilnahme daran zu erregen. Heimisches Gut darf nicht in die Fremde

gehen. So ist die Meinung Goethes. Man sieht: der Gedanke des Heimatmuseums im modernen Sinn als einer Anstalt der Bildung und der Pflege der Heimatliebe war geboren.

In den folgenden 100 Jahren sind die Gedanken Eichhorns und Goethes verwirklicht worden. Es entstanden das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, das Römisch-germanische Zentralmuseum in Mainz und viele Landes- und Provinzialmuseen, daneben aber auch Lokalmuseen. Ueber das Wesen und die Gestaltung dieser letzteren, welche die Aufgabe haben, die Natur und die Kultur des betreffenden Ortes und seiner Umgebung darzustellen, erfahren wir allerhand Wissenswertes in dem Buch: Heimatmuseen, namens der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegeben von Prof. Dr. Walther Schoenichen, Berlin-Dichterfelde, Hugo Behrmüllers Verlag, 1928. Die hier entwickelten Grundsätze und Richtlinien sind das Ergebnis eines Lehrgangs, den die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege Ostern 1926 veranstaltet hat. Mitgearbeitet als Verfasser der einzelnen Aufsätze oder der Anmerkungen haben führende Museumsleute. Neben dem Herausgeber Schoenichen sind da zu nennen: Hans Lehner-Bonn, Friedrich Solger-Berlin, Eberhard Ulbrich-Berlin-Dahlem, Otto Lehmann-Altona, A. Kieckbusch-Berlin, S. Hahne-Halle, Otto Lauchser-Hamburg, D. Seyffert-Dresden, Werner Lindener-Berlin, der Geschäftsführer des Bundes: Heimatchutz, W. Pöfeler-Hannover, D. Kunkel-Steintin, Döbbelt-Kolberg u. a. m. Einige von den hier entwickelten Gedanken, die ein allgemeines Interesse voraussehen können, will ich an dieser Stelle herausheben. Wie oft hat man früher nicht gehört: Ein Lokalmuseum ist nutzlos, ja sogar schädlich, denn es hält Gegenstände fest, die in ein zentrales Museum hineingehören. Von solchen Klagen ist es jetzt still geworden. Denn man hat erkannt, daß nur ein

solche Ritterromane à la Don Quixote austreiben konnte, und seien es die seltensten Stücke, hat er sich darum bemüht; und hat es sich recht große Summen kosten lassen.

Unser Bernoulli blättert und blättert in den alten Schmözern, liest hier eine Stelle und betrachtet dort ein Bild. Und in der dumpfen Schwüle des Bibliotheksaales fallen ihm allgemach die Augen zu und — — —

Ei, das ist ja der reine Zauberspuk rings um ihn her. Da ist er ja, der edle Don Quixote de la Mancha mit seinem „meilenlangen, dünnen und braungelben Gesicht“ und mit dem blanken Barbierbecken alias Mambrius Helm auf dem schmalen Schädel. Und er tummelt sich auf seinem Rozinante mitten zwischen den Büchern umher, und in respektvoller Entfernung folgt ihm sein Schildknappe, der dicke Sancho Panza mit seinem geliebten Grautier. Na, und da taucht ja auch zwischen den alten Schweinslederbänden die Hergensschöne des edlen Ritters auf, Dulcinea von Toboso, eigentlich nur eine struppige Bauernmagd, aber in dem kranken Hirn des Don eine wunderschöne, verzauberte Prinzessin. Sei, und was gibt es da für Abenteuer mit

Windmühlensflügeln und staubwirbelnden Viehherden, in die der Ritter mit Schwert und Lanze hineinstürmt!

Johann Bernoulli lacht und stöhnt, und stöhnt und lacht im Traum, denn der hochlehnige Stuhl mit dem harten Lederpolster ist kein bequemer Sitz. Endlich wacht er auf und reibt sich verwundert die Augen.

Und vor ihm steht lächelnd der Graf v. Borke, der seinen gelehrten Gast gesucht hat, und läßt sich von dem Traum erzählen. Während sie sich in die unteren Wohnräume des Landhauses begeben, reden die beiden noch von dem Ritter aus der Mancha und — von der Marotte des Grafen, sich jene Bücherammlung anzuschaffen.

Am 2. Juni reiste der Minister v. Podewils mit Bernoulli von Stargord ab, und — über die alten Ritterromane dort oben in dem Bücheraal des Landhauses webten die Spinnen fleißig und geräuschlos von neuem ihre Netze.

Was ist aber aus jener Bücherammlung in Stargord geworden? Befindet sie sich noch an ihrem alten Platz? Oder wo ist sie hingelommen?

## Deuten von Vogelstimmen.

(Aus Karnlewih, Kr. Schlawa.)

**Wachtel:** Der Lockruf der Wachtel aus den Wiesen, kurz vor der ersten Heuernte, wird als Aufforderung zum Grasmähen gedeutet — zum Sensenschärfen. „Scharpt Sösl Scharpt Sösl“

**Kuckuck:** Der Kuckuck ründet den endgültigen Einzug des Frühlings an; der Dorfjugend ist das Zeichen dafür, daß Strümpfe und Pantoffeln daheim bleiben können. „Kuckuck! Trei! Strümpf ut!“

**Krähe:** Wenn Krähen für sich eine Beute entdeckt haben, so sammeln sie sich häufig in großen Scharen um ihren Fraß und locken sich gegenseitig durch ihren Schrei, der folgendermaßen gedeutet wird:

Erste Krähe: Weit Dsl Weit Dsl

Zweite Krähe: Woe? Woe?

Erste Krähe: Hinnem Varch! Hinnem Varch!

(Erste Krähe sitzt in der Falle und die zweite fliegt ängstlich schreiend davon.)

Zweite Krähe: Dat dacht ik all, dat dacht ik all!

Ortsmuseum durch seine örtlichen Beziehungen, durch den Lokalpatriotismus, den es anregt und von dem es getragen wird, in stande ist, jeden, auch den unansehnlichsten Fund für die Wissenschaft zu retten, „sofort überall einzugreifen, wo es erforderlich ist, dem Volkstum bis in seine intimsten Aeußerungen nachzugehen und ein lebendiges Bild dieses Volkstums zu geben“. (S. 7.)

Das Ziel der lokalen Museen ist nicht: Raritäten zu sammeln, sondern das Alltägliche verständlich zu machen, seine Einzelzüge in denjenigen Zusammenhang zu rücken, in dem sie für das Verständnis der Heimat und damit für ihre Pflege fruchtbar werden (S. 25). In allen ihren Teilen, nicht nur den kulturkundlichen, sondern auch in den naturkundlichen sollen sie die Heimatliebe fördern und zur Heimatliebe erziehen. Das Museum soll nicht ein Denkmal der sterbenden Vergangenheit sein, sondern es soll die Heimat auffassen als „Mutterboden einer Zukunft“ (S. 26). Am sinnfälligsten tritt uns dieser Gedanke vielleicht in Theda Behmes Aufsatz über „Wesen und Wert der alten Möbel im Heimatmuseum“ entgegen. Die Verfasserin zeigt, wie die alten Möbelstücke klar den Geist der Kulturperiode, die sie geschaffen hat, widerspiegeln, wie sie aber in erster Linie befruchtend auf das Schaffen der heutigen Handwerker einwirken können. Selbstverständlich soll sich das nicht in der Weise äußern, daß nun etwa ein Tischler einen alten Schrank nachbaut, sondern er soll dazu angeregt werden, „aus dem gleichen Geist heraus wie die Alten Stücke von gleich vorbildlicher Güte zu schaffen“ (S. 236). Daß dieser Wille wirklich durch die Schaustellung guter Möbel erzeugt werden kann, weiß die Verfasserin durch die Aussprüche von zwei Handwerkern zu belegen (S. 249). Ein Malermeister aus Rendsburg sagt: „Ein Blick in die Museen von Kiel und Flensburg sollte uns die Schamröte ins Gesicht treiben vor manchem Besel (Stube), dessen Malerei eben nur in Schleswig-Holstein sein kann, und mancher Truhe und mit köstlich naiver Farbenfreude und Liebe gemaltem Spinnrad, Stuhl und Schrank. Hier liegen Kulturwerte, die sich zurückerobern lassen.“ An gleicher Stelle erklärt ein Tischlermeister: „Es liegt so etwas Festes, so viel Charakter in den Räumen und in den einzelnen Möbeln. Sie sind in der Form so abgewogen und so klar und selbstverständlich, daß wir schmerzlich bedauern, es nicht ebenso zu können.“

(Schluß folgt.)

## Meister Grimbart.

Wer kennt ihn nicht unter diesem der Tierfabel entlehnten Namen? Den Dachs oder „Erdmarder“, zoologisch zur Familie der Marder gehörig. Doch so bekannt er uns aus Märchen, Sagen und allerlei Naturbeschreibungen sowie aus Bildern ist, so wenig wird er in der freien Natur gesehen und in seiner Lebensweise beobachtet. Nur einer kleinen Gruppe von Menschen, meist Forstleuten und Jägern, ist es vergönnt, den Dachs gelegentlich zu belauschen. Grimbart ist eben im allgemeinen ein Nachttier. Erst mit Anbruch der Dämmerung verläßt der Dachs seinen Bau, um auf Nahrung auszugehen, und „schließt“ bereits wieder im Morgengrauen ein. Durch sein verborgenes, geheimnisvolles Dasein, durch sein Einsiedlerleben wird der Baie unter den Naturfreunden nur zu leicht zu der Ansicht verleitet, daß der Dachs auf dem Aussterbetat stehe. Dem ist jedoch gottlob vorderhand noch nicht so. An geeigneten Forstorten ist unser Grimbart noch hier und da zu Hause, wo die Dächsin im Februar oder März in einem warm ausgepolsterten „Kessel“ (Hauptraum des Erdbaues) drei bis fünf Jungen das Leben schenkt. Und das ist gut, sol Nichtsdestoweniger sollte der Dachs mehr noch als bisher geschont werden, da er immerhin nicht mehr allzu häufig vorhanden ist. Der Dachs ist Allesfresser; er geht mit der Jahreszeit mit. Durch die Vertilgung von Mäusen und allerlei schädlichen Insekten stiftet er im Walde großen Nutzen, durch Vernichtung von Gelegen und Bruten der am Boden nistenden Singvögel und des Wildgeflügels, von anderem Jungwild usw. kann er schädlich werden. Außerdem geht der Dachs auch an Has. Nach der Preussischen Jagdordnung vom 15. 7. 1907 ist der Dachs ein jagdbares Säugetier und genießt vom 1. Januar bis 31. August gesetzliche Schonzeit;

er hat also nur vier Monate Jagdzeit. In dieser kurzen Zeit wird ihm leider stellenweise oft zu sehr nachgestellt, entweder mittels Fangeisens oder durch Graben mit dem Hunde oder auch durch andere Jagdarten. Im Interesse der Erhaltung aber unseres Meisters Grimbart, dieses bemerkenswerten und eigenartigen Vertreters der einheimischen Fauna, sollte jeder Jagdberechtigte, Forstmann und jeder sogenannte Raubzeugfänger dort, wo der Dachs vorkommt, äußerst schonend mit ihm verfahren und sich vielmehr freuen, daß er noch in seinem Revier eine ruhige Heimstätte hat. Freiwilliger Schutz des Daches jetzt ist besser, als wenn er erst durch Gesetze und Verordnungen auf lange Zeit hinaus vollends unter Schutz gestellt werden muß. Da die Zahl der Dache in verschiedenen Gegenden Deutschlands tatsächlich zurückgegangen ist, so wird sogar befürchtet, daß unter diesen Tieren eine Seuche ausgebrochen ist, wie Untersuchungen eingegangener Dache ergeben haben. Zur weiteren Klärung dieser überaus wichtigen Frage sollten deshalb verendet aufgefundenen Dache jederzeit dem Institut für Tierhygiene in Landsberg a. d. Warthe zur Sektion eingesandt werden. Nun wir also unser Möglichstes zur Erhaltung und Schonung Meister Grimbarts, ehe er ganz „Naturdenkmal“ wird!

E. Lenski-Röslin.

## Richtiges Plattdeutsch.

Von Oberschullehrer Paul Schulz.

### Vier Scherze und Redewendungen in plattdeutscher Sprache.

Auch hier will ich durch Beispiele nur zum Sammeln und Mitteilen anregen.

1. Spaos meut sinn, seggt dei Düwel, un leddelt sin Grootmutter mit'n Messfork.
2. Dat füllt ut'n Kast int Vilaod.
3. Watt du bespaorst an diene Mund, dat fräte naohste Ratt u Hund.
4. Hei is so mieglisch as Kattfleisch.
5. Dei Ratte pruiste, t'ward Dreck regne.
6. „Guling“, seggt Boß up sitt hinne Kattelspie.
7. Die hätt dei Boß upt Braok schäte, un dei Gante int Döpp tottet.
8. Dän Rauh ist Meß int Hön drögt.
9. Heit heit Hummell saoge.
10. Gottlieb haolt Schaopschiet, tau Großmutter äre Hochlieb.
11. Dat Best is inne Wiid, seggt dei Düwel, dunn leep hei tiische twei Paape.
12. Dei Rauh melk dörrer Hals.
13. Hei klick unre Müß rute ast Mus unne Daul Heir.
14. Köp die 'ne Buok, denn dörrt nich melle.
15. Dei Keel hätt de Düwel bedraoge.
16. Wer vorre Höll waohnt, mut mit dem Düwel gaud Fründ sinn.
17. Hei is dem Düwel vorre Kar falle.
18. As dei Herr, so dei Kar, seggt dei Düwel un fenet uppe Meßschapp.
19. Ein Düwel seggt taum anre Glupog, u wäns sich ankieke, scheiles all Beed.
20. Hei heit Hummell saoge, hei heit Kniepe im Ziew, hei is so lang as Lawrenzen sien Riend — hei heit'n Licker daoe nao — hei hätt scheiw wäsbömt.
21. Dat is en kniewsch Bengel — dat is em en melkend Rauh — dat is en sinkend Löög — dat Dac is läckrig — dat is son lang Schlöcks — dat die dat nich begriesmullt.

## Heimatbücherei.

„Unser Pommerland“. Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 13. Jahrgang 1928, Heft 8. Verlag Fischer u. Schmidt, Stettin. Bezugspreis viertelj. 3.— Mark. Einzelpreis des Heftes 1.— Mark.

Das vorliegende Heft bringt zu Beginn zwei Aufsätze zum Straßunder Wallensteinage, und zwar zuerst einen geschichtlichen von Konrad Maß und sodann einen volkstümlichen von Prof. Dr. Haas „Wallenstein in der pommerischen Volkslage“. Von dem erstgenannten Verfasser beginnt sodann der Abdruck eines Romans „Der Bauernprediger“,

der in der Form einer Chronik die Erlebnisse eines pommerischen Dorfsparers unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege schildert. Einen zweiten volkstümlichen Beitrag über den Hofunder im pommerischen Volksglauben und -brauch hat Ida Wegner in Gotha beigezeichnet. Sodann folgen ein literaturgeschichtlicher Aufsatz „Störtebeker in der Dichtung“ von D. Dr. Albrecht in Oldenburg und ein kriegsgeschichtlicher „Die Pommeren bei Gravelotte“ von D. Dr. Martin Behrmann in Stargard. Ueber die Goldschmiedekunst in Pommern berichtet Dr. Charlotte Steinbrucker, indem sie ausführt, daß ein Band, dessen Fürst (Philipp II.) im Anfang des 17. Jahrhunderts den Pommerischen Kunstschrank durch Hainhofer in Augsburg anfertigen ließ, der heute eine Zierde des Berliner Schloßmuseums bildet, sicherlich auch selbst etwas auf dem Gebiete geleistet oder Arbeiten dieser Art aufbewahrt hat. Eine Anzahl dieser Kunstwerke ist namhaft gemacht. Der Aufsatz wird durch zwei Kunstbeilagen, die den Abendmahlskelch der Klosterkirche in Bergen und das Mittelrelief des Silberaltars in der Marienkirche zu Rügenwalde zeigen, erläutert.

Die ostdeutsche Besiedlung vom 12.—14. Jahrhundert. Von Dr. R. Köhsche und Dr. Hermann, 32 Seiten. B. G. Teubner, Leipzig.

Das Büchlein bringt eine Auswahl von Urkunden, Auszügen aus zeitgenössischen Briefen, Berichten usw. zur Geschichte der mittelalterlichen deutschen Kolonisation in den ostelbischen Ländern, jener Großtat des deutschen Gesamtvolkes, insbesondere des niederdeutschen Bauentums, die dem Andringen der Welle slawischer Unkultur nach Westeuropa nicht nur ein Ziel setzte, sondern in mächtigem friedlichem Vorwärtsdrängen dem Deutschtum zurückgewann, was vorübergehend ihm verloren gegangen war.

Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Herausgegeben von Universitätsprof. Dr. Otto Mensing. Verlegt bei Karl Wachholz, Neumünster. Erscheint in Lieferungen zu je 2 Rm.

Seit etwa 2 Jahren erscheint in Lieferungen das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch in einer billigen Volksausgabe, die die Anschaffung auch dem Minderbemittelten möglich macht. Das Buch ist eine volks- und heimatkundliche Tat; es bringt nicht nur den niederdeutschen Wortschatz Schleswig-Holsteins, sondern auch „alles, was an Sitten und Bräuchen bei Volks- und Familienfesten, an Sagen und Liedern, an Aberglauben, und Wetter- und Bauernregeln, Kinder- und Abzählreimen im Volke vorhanden ist“ unter dem passenden Stichwort. Bei der Verwandtschaft des pommerischen Platt mit den übrigen niederdeutschen Dialekten, besonders auch dem holsteinischen, wird das Werk auch dem pommerischen Heimatforscher und Volkskundler wertvolle Anregungen und Belehrungen bringen, die uns so wertvoller sind, als uns in Pommern leider noch ein ähnliches Unternehmen fehlt. Es liegt bisher der erste Band (10 Lieferungen, enth. Buchstabe A—E) vollständig vor und 7 Lieferungen des zweiten Bandes (Buchstabe F—H (Hund)).

Dr. Sch.

Die ostdeutsche Besiedlung vom 12. bis 14. Jahrhundert. Von Dr. R. Köhsche und Dr. B. Herrmann. 32 S. Oktav. (Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht.) Kart. 0,75 Rm. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Im Rahmen der Teubnerschen Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht ist ein Quellenheft zur ostdeutschen Kolonisation erschienen, herausgegeben von dem Leipziger Universitätsprofessor und Direktor des Seminars für Landesgeschichte und Siedlungskunde Dr. Rudolf Köhsche, in Verbindung mit Studienrat Dr. Bruno Herrmann, Leipzig.

Die Herausgeber haben eine reiche Auswahl von charakteristischen Quellenstücken aus den verschiedensten Teilen des ostmitteldeutschen und ostdeutschen Siedlungsgebietes zusammengestellt. Die Sammlung macht natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Was sie aber an Quellen vermittelt, ist höchst anschaulich und verzettelt sich nicht in einzelnen Proben. Die lateinischen Quellenstücke sind in deutscher Uebersetzung gegeben, einige Stücke in mittelalterlichem Deutsch werden im Originaltext geboten. So gibt das Heft Lehrern und Schülern ein gutes Hilfsmittel zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts und darüber hinaus jedem historisch Interessierten ein eindrucksvolles Bild der großen Zeit.